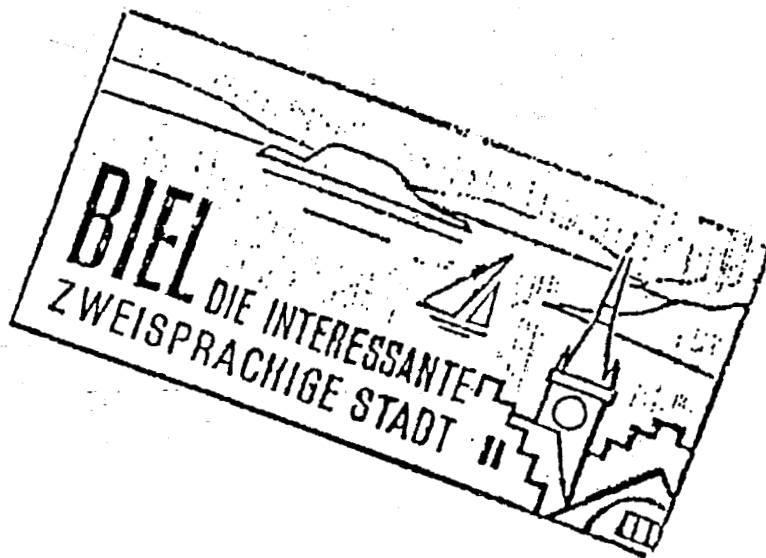


Christoph Müller

ZWEISPRACHIGKEIT IN BIENNE - BIEL



Christoph Müller
Erismannhof 16
8004 Zürich
01/242.02.54

Zur Situation meiner studentischen Forschungsarbeit "Zweisprachigkeit in Bienne-Biel" :

Vom April 1986 bis Juni 1987 habe ich in Zusammenarbeit mit der Stadtverwaltung von Bienne-Biel und dem Soziologischen Institut der Universität Zürich eine umfassende Untersuchung zum Thema der Zweisprachigkeit erarbeitet. Zentraler Angelpunkt dieser Studie ist eine repräsentative Umfrage von rund 500 Bielerinnen und Bielern beider Amtssprachen. Die Untersuchung wurde im November/Dezember 1986 durchgeführt. Der Bericht befasst sich in den einzelnen Kapiteln mit der Sprachgeschichte, einer Begriffsdefinition, einer Analyse der Umfrageergebnisse in Bezug auf die "Bilder der Zweisprachigkeit", "Diskriminierungen", "Bilder der Stadt Biel", "Kontakte und Sprachwahl", "Sprachliche Selbstbilder", und "Bikulturalismus". Schliesslich ist im Bericht auch ein Kapitel zur Sprachpolitik zu finden.

Der Schlussbericht der Studie wurde der verwaltungsinternen Arbeitsgruppe, die die Untersuchung zu begleiten hatte, im Juni 1987 vorgelegt. Zugleich wurde die Studie auch beim Soziologischen Institut der Universität Zürich als Forschungsprojekt eingereicht - und ist inzwischen auch anerkannt worden.

Wie mir die Bieler Arbeitsgruppe auf Anfrage am 21. September 1988 mitgeteilt hat wurde die Studie vom Gemeinderat am 11.9.87 "als thematisch umfassende und methodisch seriöse Arbeit zur Kenntnis genommen, zugleich aber auch deutlich zum Ausdruck gebracht, dass Ihre [meine, chm] Schlussfolgerungen nicht in allen Teilen die Meinung des Rates widerspiegeln. Er hat deshalb die verwaltungsinterne Arbeitsgruppe mit der Ausarbeitung eines Entwurfs zu einer Stellungnahme beauftragt. (...) In der Konsequenz seiner Entscheidung hat der Gemeinderat weiter festgehalten, der Bericht werde erst veröffentlicht, wenn der Rat materielle Beschlüsse gefasst habe."

Nachfolgend finden Sie das Ankündigungsschreiben zur Umfrage, sowie zwei Ausschnitte aus dem Schlussbericht.

Zürich, im Juni 1989


Christoph Müller

Einleitung

Als dem Bieler Stadtpräsidenten Hermann Fehr im September letzten Jahres 40 Sekunden Zeit zur Verfügung gestellt wurde, um einer japanischen Fernsehstation die Bieler Zweisprachigkeit vorzustellen, gab er zur Antwort:

"Es stimmt, dass in Biel zwei Kulturen vertreten sind. Die gegenseitige Toleranz, die offene Haltung und das Verständnis Minderheiten gegenüber sind Gründe dafür, dass ein gutes "Miteinanderleben" nicht nur denkbar, sondern auch Tatsache ist. Man respektiert und akzeptiert die gegenseitige Ideologie - man identifiziert sich mit den legitimen Ansprüchen der deutschen, respektive der französischen Sprachgruppe."

(Bieler Tagblatt, 22.9.86)

In dieser komprimierten Aussage kommen viele Behauptungen über das Zusammenleben der deutsch- und französischsprachigen Bielerinnen und Bieler zum Ausdruck. Doch inwiefern stimmt diese optimistische Sicht mit den Meinungen der Bevölkerung überein?

(...)

Zusammenfassung und Ausblick

(...) So wurde festgestellt, dass das "Aushängeschild Biels", die Zweisprachigkeit, vom grössten Teil der Befragten gar nicht gelebt, sondern bloss zur Kenntnis genommen wird. Die Kontakte zwischen Deutschschweizern und Romands beschränken sich meistens auf alltägliche und oberflächliche Begegnungen, etwa beim Einkaufen oder bei der Arbeit. Zwar kommt es auch in den Vereinen zu Kontakten, doch gibt es nur wenige mehrsprachige Vereine. Zudem wählt kaum jemand bewusst einen anderssprachigen Verein, um sich mit den Mitgliedern der anderen Sprachgruppe auseinanderzusetzen. Gemischtsprachige Familien sind ebenfalls Ausnahmen, wenngleich sie häufiger anzutreffen sind, als in einsprachigen Städten. Seit die meisten Schulen vollständig getrennt sind, verstehen es Deutschschweizer und Romands also sehr gut, unter sprachlich ihresgleichen zu bleiben. Dieses Auseinanderleben ist nicht allein auf die fehlenden Fremdsprachenkenntnisse zurückzuführen, obwohl die Kompetenz natürlich eine wichtige Voraussetzung für die Begegnungen zwischen den beiden Sprachgruppen ist. Die meisten Deutschschweizer geben gute Französischkenntnisse an, die französisch Aufgewachsenen immerhin genügende, um ein kleines Alltagsgespräch zu führen. Häufigere und vor allem tiefere Gespräche mit der anderen Sprachgruppe tragen aber eben gerade zu besseren Sprachkenntnissen bei.

Die Behauptung, die Romands könnten oder wollten gar nicht Schweizerdeutsch sprechen, kann hingegen nicht gelten. Die Sprachwahl bei zwischensprachlichen Begegnungen ist nur zum einen Teil bestimmt durch die Fremdsprachenkenntnisse, zum anderen aber durch die höhere sprachliche Hemmschranke der Romands. Statt die beiden Sprachen abwechselungsweise anzuwenden, wird meist französisch gesprochen. Für die Deutschschweizer ist diese Sprachwahl norm sicher von Vorteil, können sie damit doch die französische Sprache lernen. Gleichzeitig nehmen sie mit ihrer zuvorkommenden Höflichkeit den Romands aber auch die Gelegenheit schweizerdeutsch zu lernen! Während die Deutschsprachigen in der Schule bereits zumindest einige Grundkenntnisse der Fremdsprache gelernt haben, so bleibt den Romands eigentlich nur der direkte Kontakt zur anderen Sprachgruppe, um Schweizerdeutsch zu lernen. In den französischen Schulen wird ausschliesslich Hochdeutsch gelehrt. Die Französischsprachigen können so zwar den deutschen "Verstand" oder das "Wissen" lernen, nicht hingegen das schweizerdeutsche "Gefühl", denn dieses spielt sich im Dialekt ab. Aus dem fehlenden Dialektunterricht lassen sich viele Diskriminierungen der Romands herleiten. So werden ausreichende schriftliche und mündliche Fremdsprachenkenntnisse für viele Berufe in einer zweisprachigen Stadt vorausgesetzt. Die jüngeren Französischsprachigen sind bei der Lehrstellensuche zudem durch den unterschiedlichen Schuljahresbeginn benachteiligt: Sie schliessen die Schule im Spätsommer ab, während die meisten Lehrstellen im Frühling vergeben werden. Auch die zweisprachige Gewerbeschule beginnt das Schuljahr im Frühling.

Dass sich in der Stichprobe keine wesentlichen Einkommensunterschiede zwischen den beiden Sprachgruppen feststellen liessen, ist deshalb auf den ersten Blick etwas erstaunlich. Bei der Stadtverwaltung fällt hingegen auf, dass die oberen Lohnklassen vorwiegend von Deutschsprachigen besetzt sind. Überdies lässt sich nachweisen, dass sich in den Chefetagen der meisten Bieler Unternehmen häufiger Deutschschweizer als Romands befinden.

Da sich Biel als Regionalzentrum zu einer Pendlerstadt entwickelt hat, wohnt etwa ein Drittel der in der Stadt Arbeitenden in der umliegenden Region, darunter vorwiegend Deutschschweizer. Bei den städtischen Angestellten ist dies nicht gleichermassen der Fall. Für sie galt bis vor kurzem die Regelung, in der Stadt selber wohnhaft zu sein. Da es scheinbar vorwiegend die reicheren Deutschschweizer sind, die vor der sich verschlechternden Lebensqualität in die "grünere" Agglomerationsgemeinden fliehen, werden in dieser Umfrage die Einkommensunterschiede der gesamten Bieler-Bevölkerung von diesen Pendlern verdeckt, denn sie sind in der Stichprobe nicht enthalten. Besonders beliebt sind bei den Auswanderern die deutschsprachigen Gemeinden Bellmund, Jens, Port oder Orpund. Da die dortigen Schulen nur deutschsprachig geführt werden, ist ein Umzug für die Romands mit grossen Schwierigkeiten verbunden. Diese Benachteiligung geht zurück auf die Schulsprachenregelung des Kantons Bern, der nur gerade im Amtsbezirk Biel Schulen beider Sprachen zulässt. Es handelt sich also um eine politische Diskriminierung, weil damit das garantierte Grundrecht der Niederlassungsfreiheit faktisch beeinträchtigt wird. Die Romands ziehen denn auch eher in die Westschweiz als in die umliegenden Gemeinden und fühlen sich nicht besonders mit Biel verwurzelt.

Auf Gemeindeebene lassen sich hingegen keine politischen Benachteiligungen feststellen. Was die Regierungsbeteiligung, die Beschilderung der Strassen und den Übersetzungsdienst der Stadt betrifft, so kann Biel durchaus als Musterbeispiel gelten, wenn auch nicht einsichtig ist, wieso bei der offiziellen Bezeichnung "Biel-Bienne" immer stets zuerst der deutsche Namen genannt wird. Schliesslich können auch bei der Kulturförderung und bei den Medien keine Diskriminierungen nachgewiesen werden.

So meinen denn auch die meisten Deutschschweizer, die Romands seien in Biel 'überhaupt nicht benachteiligt'. Jene hingegen finden ihre Sprachgruppe häufig zumindest 'ein wenig benachteiligt', und zwar vorallem im Bereich "Arbeit/Wirtschaft". Dass die Romands bevorzugt seien, wird demgegenüber kaum erwähnt.

Die Differenz zwischen den Wahrnehmungen der Benachteiligten und den effektiven Diskriminierungen lässt auf eine bloss geringe Kenntnis der wirklichen Verhältnisse schliessen. So unterschätzen die Romands ihren Anteil an der Bevölkerung auch eher, während die Deutschschweizer ihn bisweilen überschätzen. Entsprechend geben die meisten Befragten zur Antwort, die Zweisprachigkeit weise ihrer Meinung nach eher Vorteile als Nachteile auf. Für die Deutschschweizer steht dabei die Möglichkeit, Französisch zu lernen, im Vordergrund. Andere Deutschsprachige meinen, die Bieler Sprachsituation trage zur "Belebung der Kommunikation" bei, oder schätzen die "Toleranz". Diese wurde von den Romands sogar am häufigsten als Vorteil erwähnt, gefolgt von der Möglichkeit, die "andere Sprache", oder aber die "andere Kultur" kennenzulernen. Allerdings gibt es auch einige Französischsprachige, die ausschliesslich Nachteile sehen, und zwar vorwiegend Verständigungsschwierigkeiten oder Benachteiligungen im Beruf. Es sind häufig Romands der mittleren Einkommensschicht, und diejenigen, die einen mittleren Schulabschluss aufweisen (KV, Gewerbe-/Berufsschule, Diplommittelschule), die sich gegenüber den Deutschschweizern benachteiligt fühlen.

Die meisten Befragten geben also - wenn sie ausdrücklich darauf angesprochen werden - das positive offizielle Bild der Zweisprachigkeit wieder. Trotzdem wird diese von ihnen nur selten wirklich gelebt. Im Gegensatz zu diesen "unbewussten" Befragten, neigen diejenigen mit intensiveren, privaten Kontakten zu einem differenzierteren Bild und geben an, die Zweisprachigkeit weise sowohl Vorteile als auch Nachteile auf.

Kritische Stimmen werden aber nicht etwa nur von Französischsprachigen geäussert. Bei beiden Sprachgruppen kommen jene Befragten, die geringe Fremdsprachenkenntnisse angeben, ebenfalls häufig zu einer negativen Beurteilung. Sie sprechen damit die für sie besonders problematischen "Verständigungsschwierigkeiten" an. Aber auch die 15-35-Jährigen beider Sprachgruppen erkennen häufig eine Benachteiligung der Französischsprachigen im Beruf. Zudem beurteilen sie das Zusammenleben der Deutschschweizer und Romands in Biel häufiger als ein konfliktives "Gegeneinander", allenfalls als ein passiv-neutrales "Nebeneinander". Als ein aktives "Miteinander" empfinden es demgegenüber häufig die über 50-Jährigen und die tieferen Einkommensschichten. Der in der Krisenstadt Biel besonders unerbittliche Konkurrenzkampf um Lehrstellen und die Angst vor dem Verlust des Arbeitsplatzes führen dazu, dass der Begriff "solidarisches Miteinander" mehr und mehr verloren geht. Gerade die Jüngeren erfahren den sich verhärtenden Wettbewerb mit aller Heftigkeit. Für die Primarschüler bleibt allenfalls eine bessere Hilfsarbeiterstelle, nur noch die allerbesten können einen selbstgewählten Beruf erlernen oder ausüben. Die ständige Angst vor dem Abstieg in die chancenlose "Sockelarbeitslosigkeit" und die stete Anforderung an eine Weiterbildung und Spezialisierung lassen es alle spüren, dass sie alleine und mit guter Ellbogendynamik besser wegkommen, als gemeinsam mit Anderen. Die Tendenz zum "Einzelkampf" ist aber gerade dem Zusammenleben in einer mehrsprachigen Stadt überhaupt nicht förderlich: Die Vereinzel(l)ung führt dazu, dass der Kontakt zum Mitmenschen kaum mehr gesucht wird, geschweige denn zu den Anderssprachigen, ist dies doch mit dem zusätzlichen Aufwand verbunden, die sprachlichen Hemmschranken zu überwinden. Nurmehr neutral-tolerantes Leben und Lebenlassen zwischen Deutsch und Französischsprachigen müssen als Zeichen dieser unerwünschten Entwicklung interpretiert werden.

Dass mit dieser Entwicklung auch ein stärkerer Rückzug auf die Werte der eigenen Sprachgruppen einhergeht, lässt sich nur bei den Französischsprachigen feststellen. Diese fühlen sich eher als *Romands*, betrachten ihre Sprache also als wesentlichen Bestandteil ihres Selbstbildes. Damit machen sie darauf aufmerksam, dass sie anders seien als die Deutschschweizer, dass sie nicht mit ihnen in einen Topf geworfen werden wollen. Der Rückgriff auf die Sprache als zugeschriebener, stabiler Wert verhilft ihnen zur Stärkung der eigenen Identität und zur Abgrenzung gegenüber den "Aussen". Demgegenüber fühlen sich die Deutschsprachigen meist als Bieler und Bielerin, ohne die Sprache zu betonen. Sie finden ihre eigene Sprachgruppe also nicht sehr "eigen". Nichtsdestotrotz bezeichnen sie die Romands als "anders": Auf die Eigenschaften der eigenen und der anderen Sprachgruppe angesprochen, schätzen sie die Eigengruppe als 'gründlich', 'sparsam' und 'arbeitsam' ein, die Romands hingegen als 'kontaktfreudig' und 'fantasievoll'. Diese Meinung vertreten auch die meisten Romands. Sie spiegelt somit die typischen Clichés der beiden Sprachgruppen wieder. Bei weiteren vier, weniger bekannten Eigenschaftspaaren nehmen die Befragten nämlich keine eindeutige Stellung ein.

Deutschschweizer und Romands finden sich also genau dort unterschiedlich, wo es sich um gesellschaftlich stark fixierte Begriffe handelt, die sich im Verlaufe der Zeit in den Köpfen festgeschrieben haben und nun gegenseitig bestätigt werden. Dass die beiden Sprachgruppen sich selbst nur "positive", den Anderen hingegen nur negative Eigenschaften zuschreiben würden, wie dies etwa bei Vorurteilen gegenüber Ausländern getan wird, kann jedoch nicht gelten. Darauf angesprochen welche Sprachgruppe ihnen denn "sympathischer" sei, geben viele Deutschschweizer die Romands an. Sie schätzen also deren scheinbar typische "Kontaktfreudigkeit" und die "Fantasie" durchaus, "bewundern" sie wahrscheinlich auch. Bei den Romands ist ein solches Verhalten praktisch ausgeschlossen. Sie finden die eigene Gruppe sympathisch, allenfalls gleichermassen (un)sympathisch, kaum aber unsympathischer als die Deutschschweizer. Diese ausgeprägte Loyalität der eigenen Sprachgruppe gegenüber kann als "Minderheitenschutz" interpretiert werden, als Abgrenzung gegenüber der Mehrheit. Damit bestätigt sich auch die Orientierung auf die eigene Sprachgruppe hin, die bereits bei ihrem sprachlich bestimmten Selbstverständnis als "Romand" festgestellt wurde. Indem sie auf ihre Sprachgruppenzugehörigkeit, und damit auch auf ihre Minderheitensituation hinweisen, machen sie sich "unantastbar", weil jeder "Angriff" der Deutschschweizer sogleich als Verstoß gegen Toleranz und Egalitätscredo ausgelegt werden kann: "On sent que l'on est romand, et on nous le fait sentir." (BIJOU, 1986).

Deutschschweizer hingegen verhalten sich ihrer eigenen Sprachgruppe gegenüber häufig inloyal, ebenso wie sie sich bei der Sprachwahl ihrer eigenen Sprache gegenüber inloyal verhalten und französisch sprechen. Dass sie die Romands sympathischer finden als die eigene Sprachgruppe, weist auf ein Schuldgefühl gegenüber der Minderheit hin. Als Mehrheit können sie sich ein solches Verhalten leisten, sie sind von den Romands nicht gleichermassen "bedroht" wie umgekehrt. Indem sie die Romands künstlich "hochheben", machen sie auf ihre Eigenschaft als "bons majoritaires" aufmerksam, als gerechte Mehrheits-Herrschaft. Ihre "Taktik", sich "unangreifbar" zu machen, ist die "Übertoleranz". Die braven Hirten sorgen für das Wohl des armen Schäfchens: "So wurde uns eine Haltung angewöhnt, welche für Deutschbieler typisch ist: nicht gegen die Welschen sein, aber auch nicht mit ihnen zusammen, sondern friedlich nebeneinander und durch ein kleines Gefühl nachsichtiger Überlegenheit getrennt neben ihnen." (TAM 1978) Diese Einstellung "Paternalismus" zu nennen, trifft nur die Hälfte der Wahrheit. Ebenso gut könnte von einem "Maternalismus" im Sinne einer Bemutterung gesprochen werden. In diesem Licht gesehen ist es überhaupt kein Zufall, dass ein Lehnwort der Romands "la muetère" heisst!

Obwohl Beide den Sprachfriedens-Vertrag unterzeichnet haben, unterscheiden sich Deutschschweizer und Romands dadurch, dass sie die "Bieler Lokalideologie" der gegenseitigen Toleranz nicht gleichermassen wiedergeben: Während die Romands das "Bieler Aushängeschild" eher kritisch betrachten, sich manchmal benachteiligt fühlen und in die "Minderheitenecke" zurückziehen, also ihre "eigenen" Werte hervorheben und ihre "éthnie romande" betonen, neigen die Deutschschweizer zu einer "Übertoleranz". Sie finden die Minderheit nicht nur gleichberechtigt oder gleich gut, sondern sogar noch besser als die eigene Gruppe. Der Bemerkung von Max ADLER "Prestige contains two elements: power and charme ..." (1977:58) folgend, scheinen die Deutschschweizer in Biel - im Sinne einer Gewaltentrennung - den Charme den Romands zuzusprechen. Daraus lässt sich aber die Vermutung ableiten, dass viele Deutschschweizer - um ihren eigenen "Charme" zu verteidigen - umso stärker die übrigen Minderheiten abwerten, etwa die Homosexuellen, oder die Ausländerinnen und Ausländer.

Werden die jeweils zugeschriebenen und gegenseitig bestätigten Clichés jedoch auf ihre Stichhaltigkeit hin geprüft, so zeigt sich, dass kaum von "anderen Kulturen" gesprochen werden kann. Unterschiedliche Weltanschauungen und Lebensstile lassen sich eher zwischen den Altersstufen oder den Einkommensschichten feststellen. Die beiden Sprachgruppen scheinen also vorwiegend dann unterschiedliche Haltungen einzunehmen, wenn von der Zweisprachigkeit die Rede ist. Nur bei diesem Thema kann auch von *den* Deutschschweizern und *den* Romands gesprochen werden. Hier werden erwartungsgemäss die traditionellen, scheinbar vorbestimmten Standpunkte vertreten. Bei Meinungen, die über diesen engen Themenbereich hinausgehen, haben sich Deutschschweizer und Romands offensichtlich gegenseitig "abgeschliffen": Eine Einheitskultur scheint die Grenzen zwischen den unterschiedlichen Weltanschauungen allmählich verwischt zu haben. Das Recht auf Andersheit wird überlagert vom Recht auf Gleichheit. Eine Integration als Ausebnen aller Gegensätze kann jedoch kaum das Endziel einer mehrsprachigen Stadt darstellen, besteht doch ihr Charme gerade in der Vielfältigkeit! In diesem Sinne wäre nicht eine Assimilation anzustreben, keine Vereinheitlichung, die das "Andere" unterordnet, statt es zu anerkennen, sondern vielmehr eine "décentration", die anerkennt, dass Verschiedenes miteinander leben und sich gegenseitig befruchten kann.

Dazu reicht aber die "Toleranz" als "Duldung" nicht aus. Das friedliche Leben-lassen ist trügerisch: Wohl schaffen die Sprachwahlnorm und die Clichés eine gewisse Ordnung und Stabilität im Zusammenleben zwischen Deutschschweizern und Romands. Auf der anderen Seite führen sie aber auch zu einer Erstarrung dieses Zusammenlebens, indem sie nämlich lebensnotwendige Auseinandersetzungen mit dem "Anderen" nicht mehr austragen und sich nicht mehr um das "Andere" kümmern. Dieses passive Nebeneinander kann sich zwar eine gewisse Zeit lang bewähren und die "Ruhe und Ordnung" sicherstellen. Es beinhaltet aber die Gefahr, dass bei allfälligen aufbrechenden Spannungen plötzlich festgestellt werden muss, dass sich ein zu grosses Auseinanderleben eingependelt hat und eine Einigung nicht mehr gefunden werden kann. Viele Probleme der heutigen Zeit liegen eben gerade nicht an einer zu weit reichenden Weltsicht, am "Wir wollen alles und zwar jetzt", sondern im Gegenteil an einer zu stark eingeschränkten Nahsicht, wonach nicht einmal mehr die erreichbaren Möglichkeiten, die Chancen wahrgenommen und realisiert werden: "wir wollen überhaupt nichts".

Es heisst aber eine Chance zu verpassen, wenn Bielerinnen und Bieler nur noch aus Notwendigkeit in ihrer Stadt leben: Offenbar wird die Zweisprachigkeit in Biel kaum gelebt und kaum diskutiert; sie scheint weitgehend zu einem Mythos erstarrt zu sein - vielleicht aus zu grosser Vorsicht, aus Angst vor Veränderungen. Aus Furcht davor, das "Aushängeschild" zu verlieren, nachdem das Bild der Stadt bereits mit der Uhrenkrise stark beeinträchtigt worden ist. Aber diese hat eben gerade daran gekrankt, dass sie zuwenig hinterfragt wurde.

Die Chance wird dann verpasst, wenn nicht mehr über die Zweisprachigkeit geredet wird. Das Sprechen dient nicht allein der Vermittlung von Tradition und der gegenseitigen Bestätigung der Gegenwart: Das Sprechen ist auch für den Blick in die Zukunft, für die Formulierung von Entwürfen und Utopien notwendig. Dies bedingt freilich eine gemeinsame Sprache, nicht nur zwischen Deutschschweizern und Romands, sondern auch zwischen Jüngeren und Älteren, zwischen In- und Ausländern. Wenn die beiden untersuchten Sprachgruppen nur bedingt auch unterschiedlichen Kulturgruppen entsprechen, so sollte keinesfalls mit einer Fixierung auf die Zweisprachigkeit von anderen möglichen kulturellen und strukturellen Unterschieden abgelenkt werden. Verschiedene Weltanschauungen sollten auch dann geachtet werden, wenn sie sich nicht zwischen Deutschschweizern und Romands aufspalten.

Eine gemeinsame Sprache kann aber nur durch Auseinandersetzungen, durch Diskussionen gefunden werden. Sie kann sich zudem nur entwickeln, wenn sie sich über festgefahrene Barrieren in den Köpfen hinwegsetzt und eine neue Aufteilung der begrifflichen Welt vornimmt. Diese Aufgabe kann weder den Politikern noch den Wissenschaftlern überlassen werden. Die Verantwortung für das eigene Leben und dasjenige der Mitmenschen ist individuell, also unteilbar, und kann niemandem abgetreten werden.

Die Chance, Vorurteile und "geistige Hemmschranken" abzubauen, besteht darin, die Welt neu sehen zu wollen; sich an Alltagserfahrungen zu orientieren und immer wieder neue Phänomene zu entdecken. Sich von ihnen überraschen und erstaunen zu lassen mag zwar "unwissenschaftlich" klingen. Letztlich sind es aber diese persönliche Haltung und der Wille zur Auseinandersetzung mit dem "Anderen", welche die Welt verändern und als Basis für Experimente dienen können, und nicht die Wissenschaft, welche selbst einen Mythos darstellt.

Oder, wie Francis PICABIA sagte:

*"Der Kopf ist rund, damit das Denken
die Richtung wechseln kann."*